

anderen Frauengruppen als solche genützt und der Hintergrund einer funktionierenden Administration und Öffentlichkeitsarbeit nicht als Bedrohung angesehen wird.

Die inhaltliche Ausrichtung der Dokumentation wird von der Leitung bzw. von außen kommenden Anregungen bestimmt. Nach einer institutionellen Verankerung ist daher der Kontakt und die Zusammenarbeit mit autonomen oder anderen Institutionsgruppen besonders wichtig, um nicht in der Arbeit isoliert zu werden und zu erstarren. Eine außeruniversitäre Forschungsstelle für Frauen kann auch eine Vermittlerrolle zwischen Instituts- und autonomen Frauengruppen spielen; die Unabhängigkeit von Parteien und politischen Gruppierungen ist hier ein wichtiger Vorteil.

Das stattgefundene Symposium, dessen Diskussionsbeiträge hiermit vorliegen, war eine geglückte Zusammenarbeit zwischen universitären, autonomen und außeruniversitär-verankerten Frauen.

Edith Saurer

HISTOIRE TOTALE ODER INSTITUTIONALISIERUNG DER SPEZIALISIERUNG?

Welche Rolle die Universität im Kontext der Erneuerung bzw. Weiterentwicklung der Wissenschaft spielt¹, ist zumindest umstritten. Das hat nicht nur damit zu tun, daß in den letzten Jahrzehnten das Primat der Universität als Zentrum der Wissenschaft mehr als zuvor durch die außeruniversitäre Forschung ins Wanken geraten ist, sondern auch damit, daß Veränderungen von Gesellschaft und Universität oft ungleichzeitig erfolgen. Eine Frage bleibt auch, ob Erneuerung, die im 20. Jahrhundert der Spezialisierung entspricht, an einer Institutionalisierung dieser Spezialisierung abgelesen werden kann. Unter Institutionalisierung wird hier universitäre Verankerung verstanden; alle Zwischenstufen – Gründung von Zeitschriften, verschiedene außeruniversitäre Institute etc. – werden nur gestreift. Aus diesem Grund scheint mir die Frage nach Beispielen von Institutionalisierung in Hinblick auf ihre Voraussetzungen und Bedingungen wert gestellt zu werden. Primäres Interesse der folgenden Überlegungen ist es, auch in Österreich eine Diskussion anzuregen, die in vielen Ländern schon geführt wird: soll Frauenforschung – in diesem Fall historische – an den Universitäten als eigenes Fach eingerichtet werden? Ich übergehe hier die interdisziplinäre Lösung, wie sie die women's studies in den USA darstellen, weil sich der Beitrag von Sigrun Bohle mit den dort gemachten Erfahrungen und Diskussionen auseinandersetzt. Der folgende Hinweis auf Institutsgründungen an der Universität Wien wird in erster Linie deshalb gemacht, weil diese wissenschafts- und universitätspolitisch von Bedeutung waren und daher von prinzipiellem Interesse für die hier aufgeworfene Fragestellung sind.

Seit 1918 gab es an der Wiener Universität im Bereich der Geschichtswissenschaft zwei Institutsneugründungen: 1922 das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte, (seit 1960 Wirtschafts- und Sozialgeschichte)², 1966 das Institut für Zeitgeschichte. Meines Wissens nach hat es in diesem Zusammenhang bei den Gründungen dieser Institute keine öffentlichen Debatten gegeben. Das legt die Vermutung nahe, daß es sich hier um eine pragmatische Lösung handelt. Diese wird jenen, die das Thema dieser Zeitschriftennummer diskutieren, wohl auch von verschiedenen Seiten empfohlen. Und obwohl es gar nicht bestritten werden kann, daß die beiden Institutsneugründungen ein außerordentliches Stimulans für Lehre und Forschung dargestellt haben und noch darstellen, scheint mir die pragmatische Lösung, d.h. ein Alleingang, bzw. ein Zuzweitgang von Universität und Ministerium der Situation von Frauengeschichte nicht adäquat zu sein. Nicht nur deshalb, weil Frauengeschichte ja bereits an allen österreichischen Universitäten Interesse hervorgerufen, in Lehre und Forschung bereits einen Niederschlag gefunden hat und daher in einem breiten Diskussionszusammenhang steht, sondern vor allem deshalb, weil die gesamte Frauenforschung und insbesondere die Frauengeschichte aus der Frauenbewegung entstanden sind; gewiß hat es auch andere Bedingungen gegeben, wie etwa die neue Sozialgeschichte. Ausschlaggebend aber war die Frauenbewegung, die in einer ersten Orientierungsphase insbesondere, auf ihre Geschichte zurückgegriffen hat. Aus diesem Grund halte ich also eine öffentliche Debatte, auch wenn sie Entscheidungsprozesse zeitlich nicht erleichtern mag, für notwendig.

An der Gründung beider genannten Institute war die Durchsetzungskraft von zwei Männern wesentlich beteiligt, nämlich jene von Alfons Dopsch und Ludwig Jedlicka. Beiden waren pragmatische Lösungen gelungen. Da es über die Institutsgründungen kaum Untersuchungen gibt, muß ich mich in der Folge mit Andeutungen begnügen. Ich greife das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte deshalb heraus, weil das Fach als aspektorientiertes Fach auch vor dem Problem des generellen Anspruchs und der Infragestellung traditioneller Paradigmen gestanden ist.

Verdanken Institutionalisierungen von Spezialisierungen einem Forschungsdefizit ihre Entstehung? Sollen sie einer neuen Fachrichtung, marginalisierten Forschungsbereichen zum Durchbruch verhelfen? Es ist bekannt, daß um die Jahrhundertwende österreichische Historiker sich mit Interesse wirtschafts- und sozialhistorischen Fragen zugewandt hatten; Es wurde darauf hingewiesen, daß das Interesse an Wirtschaftsgeschichte auf die im frühen 19. Jahrhundert einsetzende Landesgeschichte zurückzuführen ist.³ An der Wiener Universität um 1900 gingen Carl Grünberg und Ludo M. Hartmann von einem materialistischen Ansatz aus. Alfons Dopsch stand, wie jüngst betont wurde „trotz innovatorischer Aspekte seiner Förderung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte ganz in der Tradition des Historismus.“ Die Vorlesungsverzeichnisse aus den ersten Jahren der Republik zeigen das Angebot der Lehrenden der Jahre kurz vor Errichtung des Instituts

an. So hatten Carl Grünberg – der seit 1912 einen Lehrstuhl für Wirtschaftsgeschichte an der juristischen Fakultät innehatte und der ja später der erste Direktor des Instituts für Sozialforschung werden sollte – 1918 eine Vorlesung über Wirtschaftsgeschichte gelesen, Karl Pribram über Krieg und Wirtschaftspolitik gesprochen und Ludwig von Mises über Österreichs Wirtschaftspolitik von 1866–1914. Alle drei lehrten an der juristischen Fakultät. An der philosophischen hielt Dopsch eine Einführung zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 1919 hatten Ludo M. Hartmann historische und wirtschaftshistorische Übungen abgehalten und Dopsch Übungen zur Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Frühmittelalters angesetzt.

Aber auch Heinrich Srbik und Friedrich Engel-Janosi hatten sich in ihren früheren Arbeiten von ähnlichen Interessen leiten lassen. Srbik z.B. besetzte in Graz seit 1917 einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. In der Folge sollten sich jedoch beide Historiker mehr der Ideengeschichte und der politischen Geschichte (im Falle Engel-Janosis auch der Kirchengeschichte) zuwenden. In den Dreißiger- und Vierziger- und Fünfzigerjahren wurden Fragestellungen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte nicht weiter verfolgt: Es ist durchaus möglich, daß das Institut für Wirtschafts- und Kulturgeschichte⁴ eine Kontinuität der Forschung ermöglicht hat, die ohne seine Existenz undenkbar gewesen wäre.

Es kann also unterstrichen werden, daß die Gründung des Instituts für Wirtschafts- und Kulturgeschichte nur einen größeren Baustein in einer Entwicklung darstellt. Dopsch, hochangesehener, international anerkannter Gelehrter, hatte in Wien einen Lehrstuhl für Allgemeine und österreichische Geschichte inne. 1916/17 war er Dekan der philosophischen Fakultät, 1920/21 Rektor der Universität Wien. 1921 erhielt er ein sehr verlockendes Angebot nach Berlin; er hat es abgelehnt. 1922 kam es zur Institutsgründung. Er selbst bemerkt dazu: „So hat meine Berufung ins Reich auch die Wiener Universität und speziell die philosophische Fakultät um eine Einrichtung bereichert, die bis dahin nicht vorhanden war und nun dem Ganzen zustatten kommt, insbesondere auch der Forschung und Lehre auf einem bisher weniger gepflegten Gebiete der Historie, für das doch spezielle Lehrmittel benötigt werden, (außer einer Bibliothek auch Karten, Diapositive und Abbildungsmaterial aller Art)“^{4a}. Dopsch fand auch seine Umgebung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung als Korsett⁵. Der institutionelle Druck, dem Dopsch sich ausgesetzt fühlte, war groß. So meinte er: „Nun konnte ich, frei von allem Zwang der Tradition und Rücksichtnahme auf die bereits bestehenden Organisationsformen meine eigenen Ideen verwirklichen, ohne daß ich durch die Vorzugstellung der älteren Fachkollegen behindert war“.

Mit diesen sehr flüchtigen Bemerkungen sollte alenthalben angedeutet werden, daß für die Errichtung eines universitären Instituts mehr notwendig ist als die fehlende Vertretung einer Forschungsrichtung an der Universität. In Hinblick auf den politischen und inneruniversitären Standort von Dopsch kann aber auch keine Rede davon sein, daß ein Außenseiter nun zum

Zuge gekommen wäre. Ludo M. Hartmann konnte zwar eine bedeutende Zeitschrift (Zeitschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte (1893). Seit 1903: Vierteljahresschrift), aber kein Institut gründen. Primär für die erwähnte Institutionalisierung scheint mir die Überlegung eines erweiterten Handlungsspielraums, der prinzipiell mehr umfaßt als die von Dopsch erwähnten Momente: die Herausbildung einer eigenen *venia* (Lehrbefugnis), die Verankerung im curriculum und die damit verbundene intensive theoretisch-methodische Diskussion. Umgekehrt kann natürlich auch keine Rede davon sein, daß alle neuen Forschungsrichtungen an der Universität einen institutionellen Niederschlag gefunden hätten. Die Geschichte der Arbeiterbewegung z.B. hat in Österreich zwar eine außeruniversitäre Verankerung, nicht jedoch eine universitäre. Kulturgeschichte, seit sie 1960 mit der Sozialgeschichte ausgewechselt wurde, ist zumindest was die Nomenklatur betrifft, nicht mehr existent. Historische Anthropologie in Frankreich z.B. wahrhaftig massiv an den Universitäten vertreten, taucht an österreichischen gar nicht auf, Wissenschaftsgeschichte existiert nur im Rahmen der Nominalfächer, Religionsgeschichte nur an den theologischen Fakultäten etc. etc. Politische Geschichte läßt sich mit Recht bei den Nominalfächern vermuten, obwohl sie nominell auch nicht existiert. Wir brauchen also nicht zu meinen, daß mit den an österreichischen Instituten vertretenen Fächern alle in der Forschung diskutierten Bereiche präsent seien. Diese können nur über individuelle bzw. gesellschaftlich formulierte Interessen Eingang in eine größere Diskussion finden.

Wolfgang Zorn hat in einer Randbemerkung über die Vierteljahresschrift für Wirtschafts und Sozialgeschichte festgehalten: „sie versucht nicht“, meinte er, wie Karl Lamprecht – beeinflusst durch den Marxismus, kulturgeschichtlich orientiert, von der deutschen Historikerzunft stark angegriffen – „von der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte her die ‚zünftige‘ Geschichtswissenschaft zu revolutionieren und blieb daher im Rahmen ihres ‚Teilaspekts‘ respektiert“⁶. Ein ähnliches Problem finden wir bei der Frauengeschichte: wobei noch keineswegs geklärt ist, ob es theoretisch möglich und auch praktisch-politisch wünschenswert ist, daß sich die Frauengeschichte auf einen Teilaspekt bescheidet. Diese Frage hat Herta Nagl in ihrem Beitrag diskutiert. „Geschlecht als grundlegende Kategorie“ ist eine Kategorie, die die gesamte Geschichtswissenschaft betrifft.

Wie sieht der effizienteste Weg aus, neue Aspekte in andere Fachbereiche einzubringen: Produktion und/oder Institution. Die Institutionalisierung der Spezialisierung kann zwar als eine bestimmte Logik in einer wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung bezeichnet werden, sie ist jedoch nicht der einzige gangbare Weg.

In gewisser Hinsicht ist das Konzept einer „histoire totale“, das vorzüglich von der „Annales“-schule ausgearbeitet wurde, auch an den Universitäten Frankreichs noch nachvollziehbar. So gibt es hier nur einen „agrégé d'histoire“ und keine Habilitationen für die einzelnen Spezialgebiete. Es mag sicherlich äußerst schwierig sein, die Frage wissenschaftlicher Qualität, womit auch jene der Erneuerung, bzw. Veränderungsfähigkeit verbunden ist, mit diesem unterschiedlichen

Wissenschaftssystem in Zusammenhang zu bringen. Ich glaube auch gar nicht, daß diese Frage zu beantworten ist. Auch deshalb nicht, weil mit ihr im Zusammenhang stehend, eine Reihe anderer Fragen zu beantworten wäre: Ist der von Dopsch erwähnte Druck der traditionellen Forschung auf die innovative in einem System geringer, das durch die Nichtdurchführung von Institutionalisierung nur Spezialisten kennt, Spezialisten wider Willen vielleicht? Oder bedeutet die intensive außeruniversitäre Forschungsförderung in Frankreich – an der Hochschullehrer stark partizipieren – eine Verlagerung der Auseinandersetzung? Auch unterscheidet sich die Beziehung eines französischen – auch italienischen – Hochschullehrers zur Öffentlichkeit stark von jener eines deutschen oder österreichischen Ordinarius. Es bleibt uns also nur übrig festzustellen, daß wir einer unterschiedlichen wissenschaftspolitischen Logik gegenüberstehen, daß Institutionalisierung nicht unbedingt der Stein des Weisen ist, die „histoire totale“ der Anschein möglicherweise von einem Ganzen, das es nicht gibt.

Eine sogenannte Institutionalisierungsdebatte beschäftigt die Frauenforschung und Frauenbewegung schon lange; in diesem Zusammenhang stellt diese jedoch ein umfassenderes Problem dar, als ich es hier anschneide. Diskutiert wird, ob überhaupt der Boden traditioneller Institutionen betreten werden soll, ob der Zwang zur Anpassung autonomen Denkens, verursacht durch diese Institutionen nicht jegliche neuen Wege korrumpiert:

„Rechtfertigt Erwerbslosigkeit den Ausverkauf autonomen Denkens, intellektueller Redlichkeit? Wie lange billigen ‚bewegte‘ Frauen die ach so billige staatliche Integration ehemals subversiv gedachter Frauenforschung? Warum nicht andere – autonomere – Wege gehen, eigene, dezentrale Forschungseinrichtungen (ver)suchen und dafür um öffentliche Gelder kämpfen? Kann es erstrebenswerte Frauenforschung ohne autonome Frauenbewegung geben?“⁷

Mit Recht glaube ich, hat Marianne Schuller die Meinung vertreten, daß auch die antiinstitutionellen Projekte „aus dem Problem der Macht nicht entlassen“ sind⁸. Sie sind weder aus dem Problem der Macht, noch jenem damit verbundenen des Geldes und der Kontrolle entlassen. Der kritische Standard der Frauenforschung, der starke Praxisbezug – „For us, feminist thought represents a transformation of consciousness, social forms, and modes of action“⁹ die Autonomie ist nicht an die „Nichtinstitution“ gebunden, sondern an Theorie und Bewußtsein.

Und darüber macht man sich nicht nur in Österreich Gedanken; ganz im Gegenteil diese Diskussion läuft in Italien und der Bundesrepublik ebenso, während in der USA, wo es ja diese Institutionalisierung schon seit über zehn Jahren gibt, die Fragen nun anders gestellt werden. Nicht zuletzt findet der Umstand Erwähnung, daß women's studies Lehrveranstaltungen hauptsächlich von Frauen besucht werden. Und es kann auch aus den Erfahrungen an der Universität Wien in den letzten 5–7 Jahren festgehalten werden, daß Frauengeschichtslehrveranstaltungen fast ausschließlich von Frauen besucht werden. Ich glaube, daß die Ursache dafür weni-

ger in dem Umstand begründet liegt, daß außeruniversitäre Veranstaltungen der Frauenforschung Männer ausschlossen als darin, daß sich Männer für Frauenforschung nicht so stark interessieren: es handelt sich ganz offenkundig eben nicht um „ihre“ Geschichte, sondern um die vielleicht bedrohliche der „Anderen“.

Frauenforschung hat sich als wissenschaftliche Disziplin voll durchgesetzt; das läßt sich wohl am besten daran erkennen, daß auch nicht-feministische Zeitschriften zunehmend Themen der Frauengeschichte aufgreifen, wenn auch mit unterschiedlicher Akzentuierung. (vgl. z.B. die Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1986, die sich stark für Geschlechterbeziehungen interessiert.) An den meisten Universitäten West- Mittel- und Südeuropas ist sie jedoch nicht verankert.

In einem Artikel in der Zeitschrift Memoria¹⁰ hat Anna Rossi Doria darauf hingewiesen, daß italienische Feministinnen, die an Universitäten arbeiten, sich gegen eine Institutionalisierung von Frauenforschung aussprechen würden. Die „Wende“ nach Rechts könnte auch ihren Niederschlag in der Frauenforschung finden; eine Ghettobildung könnte die Folge der Institutionalisierung sein und der Unterschied zwischen den Geschlechtern würde zu stark betont werden.

Hierbei findet ein Moment keine Berücksichtigung, das ich für sehr wichtig halte: ein Frauenforschungslehrstuhl könnte in der Praxis wohl kaum mit einem Mann besetzt werden. Damit wäre erstmals ein Lehrstuhl an ein Geschlecht gebunden; dem widerspricht auch nicht die Tatsache, daß die Universität durch Jahrhunderte ein rein männerbündisches System mit Frauenausschluß gewesen ist, denn es handelt sich hier um keinen Gegenzug. Ein Lehrstuhl gewohnheitsrechtlich von einer Frau besetzt, könnte bedeuten, daß sich Frauen in dieser Nische aufzuhalten hätten, daß aber alle übrigen Bereiche, im konkreten Falle, Allgemeine Geschichte wären. Frau(engeschichte) stünde dem(r) Allgemeinen(Geschichte) gegenüber. Das der Frauengeschichte entsprechende wäre dann nicht Männergeschichte, sondern Allgemeine Geschichte. Hiermit wäre die Ghettosituation vervollständigt, die sich schon daraus ergibt, daß sich die Frauen in einen Teilbereich der Geschichte zurückzögen. Geschlecht, Lehre und Forschung gingen eine Symbiose ein, deren Eindeutigkeit ihre Harmlosigkeit und ihre Randexistenz bedeutet. Es ist zwar wohl ein kritisches und innovatorisches Potential vorhanden, aber es ist die Frage, ob ein universitärer, bzw. gesellschaftlicher Rückhalt vorhanden ist. Ohne ihn ist eine Orchideenexistenz genau dort vorauszu sehen, wo größte gesellschaftliche Erwartungen vorhanden sind.

Andererseits ist die gesellschaftliche Entwicklung in den letzten 200 Jahren so verlaufen, daß das „Andere“ das Frauen darstellen auch institutionellen Niederschlag gefunden hat. Durch eigene Frauenzeitschriften verdichtete sich die spezifische Frauensprache, in der Folge haben die politischen Parteien eigene Frauenreferate eingerichtet, die Sozialgesetzgebung erfaßt zuerst Kinder, Frauen und Jugendliche, durch die erste und zweite Frauenbewegung bekamen Kultur und Politik einen institutionalisierten weiblichen Charakter. Es

gibt Frauenarchive, Frauenbuchhandlungen, Frauencafés etc. Auf wissenschaftlichem Gebiet haben sich mittlerweile in mehreren Ländern der Frauenforschung gewidmete Zeitschriften etabliert. An den Universitäten und in außeruniversitären Institutionen (IWK, oder auch sehr rege der Bereich der Erwachsenenbildung, wie die Volkshochschulen) wird auch in Österreich Frauengeschichte de facto bereits gelehrt und erforscht. An zwei historischen Instituten Österreichs wurden Arbeitsgruppen für Frauengeschichte errichtet. Nebstbei eine Möglichkeit, die in allen Fächern ergriffen werden könnten. D.h. die Institutionalisierung des „Anderen“ sprich der Frau in eigenen, von dem „allgemeinen“ abweichenden Institutionen ist schon längst ein Faktum, das nur auf Hochschulboden noch nicht seinen institutionellen Niederschlag gefunden hat.

Somit gehen unsere Vorbehalte gegen eine Institutionalisierung von Frauenforschung vielleicht an der Realität vorbei, i.e. der Realität, daß die erwähnte Institutionalisierung des „Anderen“ der Schutz des gesellschaftlich Schwächeren ist. Vielleicht auch halten wir eine Fiktion aufrecht, daß Wissenschaft/Universität geschlechtsneutral sei; diese Vorstellung hatte vor genau 70 Jahren schon Eduard Spranger artikuliert, als er sich in einem schmalen Band mit Hochschulen für Frauen auseinandersetzte. „Denn die Wissenschaft ist, wenn sie wahr ist, allgemeingültig und mindestens intersexuell“¹¹. Eine Durchforstung der Wissenschaftsgeschichte hat ganz im Gegenteil gezeigt, wie gesättigt mit Geschlechterstereotypen die Wissenschaft beladen war und ist (vgl. etwa die Forschung Esther Fischer Hombergers für die Medizin). Frauenforschung hat bereits Wahrnehmungen verändert. Das ist nicht nur eine Frage der Qualität oder der Institutionalisierung, sondern auch eine des Buchmarktes. Letzterer ist bisweilen sicher radikaler als ein Lehrstuhl.

Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß Frauengeschichte für die soziale und individuelle Identitätsfindung von Frauen immer eine besondere Bedeutung hatte. (Rossi Doria stellt auf Grund von Lehrerfahrungen an Universitäten und einem außeruniversitären Zentrum, dem Zentrum Virginia Woolf fest, daß Frauengeschichte für Studentinnen eine Stärkung des emanzipatorischen Geistes, für Arbeiterinnen des Stolzes auf die Tradition des Kampfes und für die Mittelklassefrauen jene des Gefühls Erbin und Rächerin der Frauen der Vergangenheit zu sein, bestimmend sind)¹².

Was diese Funktion der Vermittlung von Identifikation wirklich tragen kann, ist allerdings die Frage. Manchmal erscheint mir ein Konsens der Teilnehmerinnen an Frauengeschichtslehrveranstaltungen über deren Voraussetzungen und Ziele sehr schnell hergestellt. Die Selbstverständlichkeit verunsichert umso mehr, als am Horizont die Neue Weiblichkeit sich zeigt und auch die Historie um die Resistenz von verinnerlichten Rollenvorstellungen weiß. Das bedeutet nicht Resignation, aber es schärft das Bewußtsein vom Begriff der Praxis. Diese ist jedenfalls mehr als die Vermittlung von Botschaften; nämlich auch eine Sprach-

regelung. Dazu kommt, daß Wissenschaft (und Lehre) auch ein Mikrokosmos ist, der großen Erwartungen gar nicht gerecht werden kann.

Und obwohl alle Weichen dafür gestellt sind, daß auch in der universitären Wissenschaft die Frau ein eigenes Plätzchen erhält, als Objekt und als Subjekt der Forschung, wäre zu erwägen, aufzuzeigen, daß das Problem der Ungleichheit ein weites Feld ist. Eine feministische Geschichtswissenschaft sollte fähig sein, dieses weite Feld abzudecken; die Geschichte des Mannes sollte darin ebenso Platz haben wie jene der Frau; damit wäre Frauen zwar der Ort einer unmittelbaren Identitätsfindung genommen, jedoch jene einer weiteren gegeben.

Ambivalenz kennzeichnet das, was sich mir bei der Beschäftigung mit dem hier gestellten Thema aufdrängte; daher kann ich auch keine Lösung anbieten. Ich hoffe aber, daß in einer weiterführenden Diskussion diese gefunden werden kann.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu Vernunft als Institution? Geschichte und Zukunft der Universität, ed. Projektgruppe Kritische Universitätsgeschichte, Wien 1986.
- 2 Alfred Hoffmann, Alfons Dopsch und die Wiener Schule der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, in: Ders. Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit, Wien 1979, 58 Günter Fellner, Ludo Moritz Hartmann und die österreichische Geschichtswissenschaft (= Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften 15) Wien 1985. 1907 wurde das Seminar für Osteuropäische Geschichte gegründet. Vgl. dazu Walter Leitsch, Manfred Stoy, Das Seminar für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien 1907–1948 (= Wiener Archiv für die Geschichte des Slawentums und Osteuropas 9) Wien 1983.
- 3 Herbert Hassinger, die Wirtschaftsgeschichte an Österreichs Hochschulen bis zum Ende des 1. Weltkriegs, in: Wirtschaft, Geschichte und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedrich Lütge, Stuttgart 1966, 407 ff.
- 4 Mit der Emeritierung von Dopsch 1936 wurde das Institut eine Unterabteilung des Historischen Seminars unter der Leitung von Otto Brunner. 1946 wurde es zwar wiedererrichtet, erhielt aber erst 1961 einen Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Hoffmann, 12.
- 4a Alfons Dopsch, in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellung, ed. Sigfried Steinberg, Leipzig 1925, 86.
- 5 Alfred Hoffmann, vgl. Anm. 2.
- 6 Wolfgang Zorn „Volkswirtschaft und Kulturgeschichte“ und „Sozial- und Wirtschaftsgeschichte“, in: Vierteljahrsschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 72 (1985) 473.
- 7 Barbara Determann, Harriet Hoffmann, Ursula Nienhaus, Institutionalisierung von Frauenforschung – am Beispiel des CDU Instituts in Hannover, in: Wollen wir noch immer alles sein? Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma. Dokumentation der 7. Sommeruniversität für Frauen, Berlin 1984, 296.
- 8 Marianne Schuller, Widerstand oder Anpassung im Widerstand. Zum Funktionieren von Frauen in wissenschaftlichen Institutionen. Eine Skizze, in: Wollen wir immer noch alles sein. Frauenpolitik 318.
- 9 Feminist Studies 1
- 10 Memoria 9 (1983) 25 f.
- 11 Eduard Spranger, Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung, Leipzig 1916, 59.
- 12 Vgl. Anm. 10